

Besprechung

Katharina Manojlovic / Kerstin Putz (Hg.): *Utopien und Apokalypsen. Die Erfindung der Zukunft in der Literatur*.
Wien 2020. 222 Seiten.

Ruben Schenzle

Einem großen russischen Schriftsteller sind einst die Worte in den Mund gelegt worden, alle große Literatur bestehe eigentlich nur aus zwei Handlungen: „Ein Mensch geht auf Reisen oder ein Fremder kommt in die Stadt.“¹ In den beiden Bewegungen des Fortgehens und des Ankommens steckt nicht nur für die Literatur im Allgemeinen, sondern für literarische Utopien im Besonderen die Urhandlung ihrer narrativen Dynamik. Dabei sei dahingestellt, ob dieses Von-der-Stelle-Kommen, die Reise aus der als unzulänglich empfundenen Gegenwart und die Ankunft in einer besseren Welt geografisch durch eine Überseefahrt wie in Thomas Morus *Utopia* (1516) oder spirituell durch Träumen wie in Louis-Sébastien Merciers *L'an 2440* (1770) und in William Morris *News from Nowhere* (1890) vollzogen wird.

Utopien scheinen die beiden postulierten Urbewegungen der Literatur geradezu paradigmatisch zu verkörpern. Das verdeutlicht sich im Rekurs auf die von Aristoteles in seiner *Poetik* definierte Abgrenzung von Dichtung zur Geschichtsschreibung. Dieser zufolge präsentiere der Historiker, „was geschehen ist, der andere dagegen, was geschehen müsste.“² Demnach sei der Historie eigen, die „geschichtliche Wirklichkeit“ wiederzugeben, wohingegen Dichtung darstelle, was wahrscheinlich, notwendig oder möglich wäre. Von utopischer Literatur zu sprechen, käme demnach einer Tautologie gleich. Wenn das Fiktionale, Nicht-Historische, „was geschehen müsste“, Dichtung an sich ausmacht, wodurch zeichnen sich dann Utopien im Besonderen aus?

Zumeist bietet diese nicht abschließend zu beantwortende Frage jeder neu erscheinenden Studie zu dem Thema gebührenden Anlass für neue ausschweifende Definitionsversuche. Nicht so, das von Katharina Manojlovic und Kerstin Putz herausgegebene Sammelwerk über *Utopien und Apokalypsen. Die Erfindung der Zukunft in der Literatur*. Das macht die Lektüre des vorliegenden Bandes von Beginn an zu einem aufschlussreichen und kurzweiligen Unterfangen. Die beiden Herausgeberinnen wählen einen ganz anderen Ausgangspunkt, der sich mit den Worten von Margaret Atwood folgendermaßen fassen lässt: „Within each utopia, a concealed dystopia; within each dystopia, a hidden utopia.“³ In ihren Augen bilden sowohl Apokalypse als auch Utopie „Phänomene für Zeiten des Übergangs, ja der Krise“ (S. 7). Erschienen ist der Band begleitend zur gleichnamigen Ausstellung im Literaturmuseum der

¹ Das Zitat ist nicht eindeutig zurückzuverfolgen und wird für gewöhnlich mit Leo Tolstoi, bisweilen auch mit Fjodor Dostojewski, in Verbindung gebracht. Hier zitiert nach Carr 2020 in den Danksagungen.

² Aristoteles 2011, 14.

³ Atwood 2012, 85.

Österreichischen Nationalbibliothek. Und so versammeln die Herausgeberinnen bzw. Kuratorinnen neben einordnenden Beiträgen einschlägiger KulturwissenschaftlerInnen zu poetischen Erkundungen der Zukunft und Reflexionen von „Möglichkeitssinn“ (W. Vosskamp, S. 37) in Literatur, Essayistik und Theorie auch eine anthologische Revue zentraler Texte der vergangenen einhundert Jahre. Darunter tauchen zahlreiche aus Österreich stammende Schriftsteller auf, wie Egon Friedell, Otto Basil, Oswald Wiener, Christoph Ransmayr und Schriftstellerinnen wie Marlen Haushofer und Ingeborg Bachmann, aber auch internationale Vertreterinnen wie Ursula K. Le Guin, Ernest Callenbach, Hans Flesch oder Manès Sperber. Ergänzt wird diese illustre Schau durch Interviews mit der Wissenschaftlerin Eva Horn, den Schriftstellerinnen Kathrin Röggla und Ilija Trojanow sowie zahlreiche Abbildungen der in Wien ausgestellten Objekte. Doch beginnen wir mit den theoretischen Beiträgen. Zum Einstieg geht Thomas Macho, Emeritus der Humboldt Universität, der Frage nach, warum uns Weltuntergänge mehr faszinieren als Utopien. Ausgangspunkt seiner Beobachtung ist die These, dass Neuschöpfung und Zerstörung in den Mythologien weltweit typische Eigenschaften der Götter seien. Auch der Phönix erstrahlt erst in neuer Pracht, nachdem er komplett verbrannt ist. Und so braucht es zur Überbrückung des Hiatus, der die Utopie von der Gegenwart trennt, bisweilen die reinigende Katastrophe. Jedoch lässt sich, so Macho, die menschliche Vorliebe an Katastrophenszenarien sogar quantitativ belegen. Dem Kitzel der Apokalypse in Film, Theater und Literatur steht nur eine geringe Zahl an optimistischen Zukunftsentwürfen entgegen. Wer das Göttliche erstrebt, kommt eben nicht an dessen Widersacher, dem Teufel, vorbei. Und so kam auch Ernst Bloch in seinem Alterswerk zu dem Schluss, dass die Säkularisierung nur zur Hälfte geglückt sei: „nämlich als Entzauberung Gottes, nicht aber des Teufels.“ (S. 17)

Inwieweit der stete Nachschub der Kulturindustrie an Untergängen auch ökonomische Gründe hat, blendet Macho indes aus. „Visionen des Guten, eines glücklichen Ausgangs der Geschichte“, so schlussfolgert er, „finden offenbar nur ein mäßig interessiertes Publikum.“ (S. 19) Dabei ist eben dieses Publikum bereits im Hier und Jetzt in einer Abwärtsspirale gefangen. Wie die Schriftstellerin Kathrin Röggla im Gespräch mit den Kuratorinnen feststellt, bräuchte es einen „Tigersprung“, um aus der Zukunft „herauszureißen, was nicht schon verbucht, verwettet, in die Gegenwart hineinkalkuliert“ wurde. (S. 109) An dieser Gegenwart, die ihre eigene Zukunft verspekuliert, festzuhalten, hat definitiv etwas Selbstzerstörerisches.

Als Stichwortgeber blitzt Hans Ulrich Gumbrecht mit der These von „unserer breiten Gegenwart“ mehr als nur einmal in dem Band auf. Die konstante Flut an Nachrichten und ihrer unverzüglichen Deutung und Verarbeitung führe, so Gumbrechts These, zu einer Dehnung des Gegenwärtigen: Anstatt zu ruhen, werde Vergangenheit ständig präsent gehalten, ohne dass sich daraus zwingend ein Aufbruch in die Zukunft ergebe. Diese konturlose Gleichzeitigkeit oder Redundanz des Zeitlichen macht Gumbrecht als unsere moderne *conditio humana* aus. In diesem Sinne mündet auch Machos Analyse des Utopischen im Lichte der Beschleunigung technologischer Umwälzungen in eine kritische Bestandsaufnahme des herrschenden Zeitgeistes, dem er Hoffnungsarmut und eben eine Dominanz des synchronistischen, auf terminierbare Erwartungen ausgerichteten Bewusstseins attestiert. Dieser Attitüde komme der Weltuntergang als einmaliges Ereignis entgegen, wohingegen Utopien „ein Denken in der *longue durée*“ (S. 23) erforderten. Letztlich macht sich Macho den Kulturpessimismus Gumbrechts zu eigen und stimmt recht unpräzise den Untergang utopischen Denkens an. Gar einen Schritt weiter geht die Kulturwissenschaftlerin Eva Horn, wenn sie von der Vernichtung der Menschheit als einem „der beharrlichsten Träume der Moderne“ spricht. (S. 99) Zwar seien Zerstörungsfantasien und Neuzeithoffnun-

gen seit der Antike wiederkehrende Phänomene, neu ist jedoch, dass der erwartete Untergang heutzutage nicht von höheren Gewalten, sondern vom Menschen selbst verursacht werde – ohne Aussicht auf einen Neuanfang. Für Horn ist daher auch das sogenannte Anthropozän – das Zeitalter, in dem der Mensch Erde und Natur nach seinen Bedürfnissen umgestaltet – als eine einzige „Katastrophe ohne Ereignis“ zu fassen, als bloßes „Geschehen, das langsam, in kleinen Schritten, unspürbar vor sich geht, aber unglaublich tiefgreifende Veränderungen mit sich bringt.“ (S. 100)



Abb. 1: Buchcover

Von dem verhalten artikulierten Wunschdenken eines Thomas Morus sind wir hier weit entfernt. 1516 beschloss der Gründungsvater westlicher Utopien seinen auf Latein verfassten Roman „Vom besten Staate und der neuen Insel Utopia“ mit den Worten: „*optarim uerius, quam sperarim* – Freilich wünsche ich das mehr, als ich es hoffe.“⁴ Wenn indessen selbst die *longue durée* dem Weltuntergang frönt, wo bleibt dann noch Platz für Idylle, geschweige denn die Utopie? Nur noch ein „Narr / erinnert sich / an die Zukunft“ schrieb 1964 Erich Fried in seinem Gedicht „Ein Prophet“ (S. 161). Stehen wir, wenn uns die Utopien ausgehen, nicht „schon mit einem Bein im Grab“ (S. 104), wie Ilija Trojanow, nach der Lage des utopischen Denkens befragt, prophezeit? Zum Glück kommt Ilija Trojanow zu Wort, der als einziger Befragter der apokalyptischen Bestandsaufnahme der Gegenwart, dem neoliberalen Narrativ vom Ende der Geschichte, die radikale Notwendigkeit des Utopischen entgegenhält: „Das Dogma, das Diktat der Alternativlosigkeit ist der Erzfeind des utopischen Schreibens.“ (S. 106) Als die große Aufgabe von Literatur sieht es auch Trojanows Schriftstellerkollegin Kathrin Röggla an, „Handlungsmöglichkeiten zu erkämpfen, gerade

⁴ Morus 1965, 246. Deutsche Übersetzung: Morus 2012, 335.

weil das unmöglich wirkt.“ (S. 109) Die beiden fordern somit programmatisch ein, was – aus dem Archiv der Nationalbibliothek zu Tage gefördert – Ingeborg Bachmann schon 1960 in ihrer Frankfurter Poetikvorlesung proklamierte: Schriftstellerinnen und Schriftsteller seien „utopische Existenzen“, die es sich selbst und anderen durch eine neue Sprache möglich machten, das „Unaussprechliche“ auszusprechen. (S. 152) Als solch ein Autor wird der Individualpsychologe Manès Sperber vorgestellt. In seinem 1976 entstandenen und 1981 veröffentlichten Essay *Der prospektive Mensch und seine Utopien* heißt es: „Ich glaube nicht an ein Absolutes und nicht an die Ewigkeit, doch denke ich voller Hoffnung an die Endlosigkeit unseres Bemühens um sinngebende Aufgaben, die erst mit dem Menschengeschlecht enden werden.“ (S. 182)

Die Zeiten scheinen jedoch andere zu sein. Denn die von Macho eingangs diagnostizierte „tiefe Krise des utopischen Denkens“ (S. 23) spiegelt sich auch in der Mehrzahl der im Buch abgedruckten Manuskripte, Buchtitel und Objekte. Beispielsweise das beeindruckend haptische, mehrseitige Faksimile von Peter Roseis Handschrift „Entwurf für eine Welt ohne Menschen“: In dem Buchstabenmeer – dichte, blaue Tintenwortreihen auf blau karierten Papierbögen – scheint vor lauter Worten tatsächlich kein Platz mehr für die Menschheit. So vermag der Fokus auf schriftliche, literarische Zeugnisse aus dem Bestand der Österreichischen Nationalbibliothek genau davon einen Eindruck zu vermitteln, was schon in ältesten Quellen der auf Sanskrit überlieferten indischen Mythologie eine zentrale Rolle spielte: Die Schöpfung der Welt aus einzelnen Silben und Wörtern.

Allerdings scheint Utopie hier, wie im Klappentext suggeriert wird, gleichbedeutend mit „dunklen Zukunftsvisionen“. Und so waren in der bibliophilen Schau im Literaturmuseum unter dem Schlagwort „Zukunftsmusik? Zukunftspoesie!“ wiederum vornehmlich Vernichtungsvisionen zu sehen. Unter anderem das Typoskript von Andreas Okopenko „Sonnengesang“ vom 18. Februar 1950, in dem der Dichter mit dem Gedanken spielt, wie die Wasserstoffbombe „die Erde zu einer Sonne machen würde in wenigen Minuten“. (S. 146f.) Und auch Ernst Jandls „fragmentt“ zeugt von nuklearem Horror: „Im Schutt der atomaren Zerstörung haben sich nur Sprachfetzen für die Nachwelt erhalten.“ (S. 157)



Abb. 2: Postkarte vom Halleyschen Kometen: „Offizielle Erinnerungskarte zum Untergang der Welt am 19. Mai 1910“, Postkarte zum Erscheinen des Halleyschen Kometen im Jahr 1910.

Das Augenmerk der beiden Kuratorinnen und Herausgeberinnen – die Erfindung der Zukunft in der Literatur, wie es im Untertitel heißt – liegt in der Ausstellung eben weniger auf utopischer Schöpfung als auf posthumanistischen Themen wie „Maschinenträume“, „Negative Utopien“, „Science-Fiction“, „Weltuntergang!“, „Welt ohne Menschen“ und „Fröhliche Apokalypse“ – so die Titel einzelner Sektionen.

Die „Erwanderung der Zukunft vor ihrer Zeit“ (S. 103), wie Trojanow einen Aspekt utopischen Denkens benennt, fand in der Ausstellung im Literaturmuseum der Österreichischen Nationalbibliothek sowie im vorliegenden Band dennoch ihren Niederschlag. Und zwar in Gestalt von Peter Handkes Erzählung *Kali: Eine Vorwintergeschichte* und Gerhard Rühms Hörstück *apokalypse*. Wobei beide Werke eine Art Schwelle zwischen Apokalyptischem und Utopie markieren.

Rühm interpretiert in *apokalypse* (Ursendung 2001) die biblische Offenbarung des Johannes, seit jeher ein Fixpunkt abendländischer Endzeitfantasien in der Kunst, vor allem lautlich und klanglich. Hörbar wird in dem Stück die Dringlichkeit – Zugrattern, Urticken, Herzschlag – für einen durch Und-Verkettungen erzeugten „sprachlichen geburtsakt“ (S. 192):

... und auf / und und auf / und zum brunnen / und brunnen auf / und auf rauch, aus
brunnen rauch ...

2007 erschien Handkes Vorwintergeschichte *Kali*, in welcher der Autor topographische Erkundungen um die Untertagewelt des Bergbaus der Handlung zugrunde legt. Während unter dem Himmel der Dritte Weltkrieg tobt und Lebensmittel knapp werden, bildet die Metropole im Kaliwerk eine Parallelwelt, wo „Tagnacht all die Zeit“ herrscht und sich die interkulturelle Gemeinschaft der Liebenden körperlich wie seelisch vereinigen. Doch hat auch diese, dem Turmbau zu Babel widerlaufende Utopie inmitten der „Hölle der Apparaturen, Tastaturen und Systeme“ keinen Bestand. (S. 200ff.) Nachempfunden werden diese Impressionen nicht zuletzt durch die Bilder aus Handkes Werkmaterialien, welche die eschatologische Tendenz der industriellen Tunnel- und Höhlenwelt veranschaulichen. Wie Handkes Erzählweise hier poetisch zwischen Utopie und Realität oszilliert bringt Tanja Angela Kunz schön zum Ausdruck:

So lässt sich *Kali* als Versuch lesen, die fortgeschrittene Negativität der Verhältnisse und die in ihnen Alltag gewordenen dystopischen Strukturen ebenso poetisch zu (er)fassen wie die Beschaffenheit des Utopischen oder Apokalyptischen. Beide teilen schließlich eine dualistische Grundstruktur, mit deren Hilfe, ausgehend von einem vehementen Unbehagen an der Gegenwart, eine ideale Welt in Aussicht gestellt wird. (S. 199)

Neben den hier streiflichtartig überflogenen Beiträgen und einer Vielzahl an Abbildungen enthält die wohlgestaltete Publikation zur Ausstellung zudem ein vollständiges Verzeichnis all der ausgestellten Objekte und Medien. Denn leider lässt sich die Ausstellung, die bis zum 25. April 2021 in Wien geöffnet war, selbst nicht mehr erwandern. Auf der Webseite des Literaturmuseums findet sich jedoch ein eindrucksvolles Video, in dem die Schriftstellerin Raphaela Edelbauer durch die dunkel gehaltenen Räumlichkeiten führt. Auf diese Weise erfährt das interessierte Publikum auch noch mehr über den literarischen Visionär Karel Čapek (bekammt vor allem für seine satirischen Science-Fiction Romane wie „Der Krieg mit den Molchen“ aus dem Jahr 1936) und die Darstellungsformen seiner Werke. Oder die von der Science-Fiction Autorin Suzette Haden Elgin entworfene Plansprache Láadan – eine Ausdrucksform, um „die marginalisierten Gefühle von Frauen besser zu repräsentieren“. Es lauern

also, noch ist nicht aller Tage Abend, viele weitere spannende Fundstücke im Österreichischen Literaturarchiv.

Literatur

Aristoteles: Poetik: Übersetzt und erläutert von Arbogast Schmitt. 2., durchgesehene und ergänzte Auflage. Berlin 2011.

Atwood,, Margaret : In Other Worlds. SF and the Human Imagination. 2. Auflage. London 2012.

Carr, Jack: Hass. Aus dem Amerikanischen von Alexander Rösch. Leipzig 2020.

Morus, Thomas: Utopia. Lateinisch/Deutsch. Übersetzt von Herhard Ritter. Stuttgart 2012.

—: Utopia. In: E. Surtz und J.H. Hexter (Hg.): The Complete Works of St. Thomas More, Bd. 4. New Haven 1965.

Ausstellungswebsite: <https://www.onb.ac.at/museen/literaturmuseum/sonderausstellungen/utopien-und-apokalypsen-die-erfindung-der-zukunft-in-der-literatur>

Link zum Video: https://youtu.be/ViQkt8bU_LI